

SO WEIT ICH KANN

Pflegende Angehörige und ihr Weg

„Das Unmögliche verlangen, damit etwas möglich wird“, sagt eine der interviewten Personen in Herbert Links neuem Film „So weit ich kann – pflegende Angehörige und ihr Weg“. Darin begleitet der Filmemacher Betroffene auf ihrem weiteren Weg, dessen Spur er bereits in dem vorangegangenen Film „Mehr als ich kann – ein Film über den Pflegealltag im Verborgenen“ sichtbar gemacht hat. Die Titelverwandtschaft der beiden Filme verweist auf die Fortsetzung des Themas: Die Interviewten vermitteln weiterreichende Erkenntnisse, die sie aus dem Pflegealltag gewonnen haben, und eröffnen ein größeres Sichtfenster, indem sie auch über das Danach sprechen. Das innere Chaos, das durch Krankheit, Pflege und letztlich den Verlust eines nahen Menschen entsteht, kann zu neuen Einsichten führen.

Das Unmögliche möglich machen besteht oft in kleinen Handlungen. So etwa war es in einem Spital möglich, dass eine Frau ihre sterbende Freundin in den Tod begleitet, obwohl sie keine Angehörige, sondern „nur“ eine „Zugehörige“ war. Vom Personal erfuhr sie große Unterstützung und Dank, denn „auch für uns war das eine enorme Hilfe“, sagt der Arzt in dem Film. Sich über festgefahrene Ansichten hinwegsetzen und neue Lösungen suchen, wie wir als Gesellschaft Sorgearbeit organisieren und wie die in den Menschenrechten verankerte unantastbare Würde des Menschen bis in den Tod geschützt werden kann, ist eines der zentralen Themen unserer Zeit und dieses Films.

Das Unmögliche wird sichtbar an gesellschaftlichen Zwängen und Normen. Zum einen fehlt es am „diplomierten und menschlichen Personal“ in diesem Bereich, wie es ein Betroffener in dem Film ausdrückt, zum anderen nimmt die Bürokratie und das Dokumentieren viel von jener Zeit, die für den Kontakt zum Menschen notwendig wäre. So etwa war in einer Studie über die Wichtigkeit in der Betreuung die häufigste Antwort: Der Arzt, die Schwester habe sich ans Bett gesetzt und geredet, erst danach kam das Pflegerische, berichtet eine Psychotherapeutin in dem Film.

Neben den strukturellen Hürden müssen aber auch die eigenen Ängste, etwas im Pflegealltag falsch zu machen, überwunden werden. Unsere Sorge, es könnte etwas passieren, erfordert einen höheren Pflegeaufwand. So etwa wurde in einem Pflegeheim einer Bewohnerin aus Sicherheits Sorge ihre geliebte Kaffeetasse mit dem Sprung weggenommen, woraufhin sie nichts mehr trank. Eine andere pflegende Angehörige berichtet, welche inneren Hürden sie überwinden musste, bis sie das Risiko, ihre Mutter könnte stürzen, überwand und sie nicht mehr ängstlich jeden Schritt überwachte. Besonders nachdenklich macht auch die Tatsache, dass viele Kinder ihre Angehörigen pflegen – der Film gibt Einblick, welche große Belastung das ist, neben Schule und Ausbildung Sorgearbeit zu leisten. Auch die Entscheidung, einen zu pflegenden Angehörigen einer Institution anzuvertrauen, weil die eigene Kraft nicht mehr reicht, erfordert Einsicht und Unterstützung, damit dieser Schritt nicht als Versagen empfunden wird.

Die Stärke dieses in fünf Kapitel unterteilten Films liegt in der Mischung von erzähltem Betreuungsalltag aus unterschiedlichsten Perspektiven und dem Unterlegen dieser sehr bewegenden Bilder mit fachlichen und berufsbezogenen Einsichten. So etwa erhalten wir Einblick in den Alltag einer Tagespflegegruppe, in einen Pflegekurs oder in eine Validationsgruppe. Die eingestreuten Bilder von „Konfetti im Kopf“, einer Performancegruppe, die Altern und Demenz durch Aktionen im öffentlichen Raum sichtbar macht, vermitteln die Notwendigkeit, laut und vehement für die eigenen Interessen einzutreten, damit sie bis in die politischen Entscheidungsgremien gehört werden.

(Bärbel Danneberg)